

Guðrún Eva Mínervudóttir – Vertrauen und Gier in Zeiten religiöser Verunsicherung

Aus dem Isländischen von Anika Wolff

Dieser Text handelt von etwas, das ich bislang für mich behalten oder höchstens einmal engen Freunden bei Kerzenlicht zugeflüstert habe. In meinen Romanen hingegen müssen Spuren religiöser Regungen zu finden sein, sonst hätte man mich wohl kaum gebeten, einen Essay über dieses Thema zu schreiben.

Ich korrigiere mich: Ich weiß sehr wohl von diesen Spuren, musste aber bis dato nur ein einziges Mal dafür geradestehen. Das war 2009 in Polen, bei einem Vortrag zu meinem Roman *Yosoy – Af líkamslístum og hugarvíli í hryllingsleikhúsinu við Álafoss* (auf Deutsch: *Yosoy – Über Körperkunst und Verzweiflung im Horrortheater von Álafoss*).

Im Saal saß eine ältere Dame, auf die mich der Dolmetscher schon aufmerksam gemacht hatte, Professorin für Literaturwissenschaft an der Universität Warschau. Am Ende des Vortrags stand sie auf und fragte, ob es richtig sei, dass der Roman auch eine stark religiöse Thematik habe, und nannte einige Beispiele. Die Frage hat mich völlig überrumpelt. Ich bekam Angst, wies alle Verantwortung von mir und faselte irgendeinen Unsinn. Sie setzte sich lächelnd wieder hin. Vielleicht sah sie mir an, dass ich log.

Bis heute bereue ich, damals aus purer Feigheit bei diesem mir so wichtigen Thema gelogen zu haben. Warum ich gelogen habe? Wahrscheinlich war ich nicht bereit, etwas zu enthüllen, das so intim ist und so tief wurzelt. Und dann spielt sicher auch noch eine Rolle, dass Religion in unserer Welt entweder verfolgt und geschmäht oder für politische Zwecke missbraucht wird.

Die Lüge in Polen war keine kleine, unschuldige Ausflucht vor einer mir noch unklaren Wahrheit, sondern die Verleugnung dessen, was seit ich denken kann das Fundament meines Seelenlebens ist. Der Glaube daran, dass das Leben trotz allem ein gewaltiges Wunder ist, begleitet mein Denken seit jeher wie schöne Chormusik und ist der Antrieb zu allem, was ich tue.

Auf dem Bild ist Philip Seymour Hoffman zu sehen, wie er im Kinofilm *State and Main* mit kläglichem Gesichtsausdruck einen Meineid schwört. Hoffmans Filmcharakter hat so wenig Vertrauen in das Leben, dass er vor Gericht lügt, um die eigene Haut zu retten. Als er völlig zerstört aus dem Gerichtssaal kommt, stellt sich heraus, dass seine Freundin den Strafprozess bloß inszeniert hatte, damit er seine Lüge auf harmlosem Schauplatz loswerden konnte. Sie sagt: „I thought you might need to get it out of your system.“ Er bekommt dann später eine zweite Chance, sagt vor echten Richtern die Wahrheit, und die Sache geht gut aus. Jetzt bekomme auch ich eine zweite Chance.

Glaube und Vertrauen sind zwei Wörter, die ich gern synonym verwende und die für mich dieselbe Bedeutung haben. Für mich ist Glaube dasselbe wie Vertrauen gegenüber dem Leben. Und Vertrauen im spirituellen oder religiösen Sinne ist der Glaube daran, dass wir im Leben und im Tod alles finden, was wir brauchen, und noch mehr. Die Gewissheit, dass alles in Ordnung ist und in Ordnung sein wird – was auch geschehen mag.

Das klingt vielleicht naiv; wir alle wissen, dass die Welt ein gefährlicher und ungerechter Ort ist, wo Menschen hungern, krank werden, ihre Liebsten verlieren, und wo entsetzliche Gewalt herrscht. So gesehen ist niemand sicher. Dennoch ist das Lebensglück vieler Menschen auf genau diese Art von Vertrauen gebaut; das gilt auch für mich.

Damit möchte ich jetzt nicht für organisierte Religionen werben. Ich bin sicher, dass sie das Leben einiger Menschen bereichern, doch auf mich wirkt Religion immer eher wie Politik, und zwar nicht unbedingt von der besten Art.

Dennoch muss ich eingestehen: Wenn jemand stirbt, der mir nahe war, gibt es keine Alternative zu einem guten Pfarrer, der ohne Scheu vom Tod spricht und der Beerdigung – dieser unerlässlichen Zeremonie – ihre Form und ihren Rahmen gibt.

Mit anderen Worten: Ich habe nichts gegen Religionen, doch ich vertraue ihnen nicht. Die Gewalt, die seit jeher in ihrem Schutze wuchern durfte, ist zu groß und zu allgegenwärtig. Denn die Religionen sind nicht gottgegeben, sondern vom Menschen gemacht. Sie sind Institutionen, die sich die ganz persönlichen Erfahrungen ihrer Anhänger zunutze machen und sich als geistige Wegweiser und eine Art MC („Master of Ceremony“) verstehen. Doch wie wir wissen, sind solche

Gottesinstitutionen oft auch nur ein Deckmantel und ein Instrument zur Gewaltausübung.

Glaube ist keine Institution, sondern eine rein private Erfahrung; ein Gefühl, das auf Intuition beruht. Im Glauben zu leben heißt, darauf zu vertrauen, dass das Leben seinem Wesen nach wohlwollend und gut ist und wir alle sicher sind. Nicht im Sinne von: „Mir kann nichts zustoßen“, weil ich glaube – ein solcher Glaube würde gleich bei der ersten Enttäuschung erschüttert, denn niemand lebt, ohne immer wieder Verluste und Enttäuschungen zu erfahren. Und auch nicht in dem Sinne, dass man Menschen und Situationen blind vertrauen soll, um seinen Glaubenseifer zu beweisen – wie der Taxifahrer in Kalkutta, der durch den Verkehr raste und Fußgänger und andere Autos streifte, mit immer bleicherem Fahrgast auf der Rückbank. „Was hast du? Vertraust du nicht auf Gott?“ Das wollte ich gern, doch mein Vertrauen auf Gott erstreckte sich nicht auf tausend unbekannte Autofahrer. Wir haben allen Grund dazu, vorsichtig zu sein. Das Leben ist gefährlich.

In welcher Hinsicht meine ich also, dass wir sicher sind? Was ich sagen will, ist, dass uns das Leben den Weg weist und uns gnädig ist, wenn wir uns führen lassen und die Gnade annehmen. Ich erwarte kein Bildbuchleben, aber ich glaube, dass – ganz gleich, ob einem das Leben unerträglich ist oder nicht - der Tod eine befreiende Kraft ist, die kein Ende bedeutet, sondern einen neuen Beginn. Mit anderen Worten: Ich glaube, dass es eine Seele gibt. Ich glaube an einen geistigen Sinn des Lebens und an eine Wirklichkeit jenseits der messbaren und ungerechten Welt. Warum ich an all das glaube? Wegen der Gnade, die ich überall um mich herum erfahre.

Jene Gnade ist das, was uns Tiefe verleiht und uns zu geistigem Wachstum antreibt. Sie zeigt sich uns in Eingebungen, Visionen, Zufällen, Schönheit, tiefer Freude, echter Verbundenheit mit anderen Menschen und weiteren alltäglichen Wundern.

C. G. Jung berichtet von einer Frau, die bei ihm in Behandlung war. Sie misstraute allem und jedem, und die Behandlung machte so gut wie keine Fortschritte. Die Frau saß in Jungs Praxis und erzählte von ihrem Traum: Jemand hatte ihr ein Schmuckstück geschenkt, einen großen Käfer, der wie ein Skarabäus aussah.

„Was soll das bedeuten?“, fragte sie. Jung stand am Fenster und hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren, weil es an die Fensterscheibe klopfte, als versuchte ein Tier, zu ihnen hereinzukommen. Schließlich öffnete er das Fenster und

fang das hereinfliegende Tier, einen Käfer, der wie ein Skarabäus aussah. Er gab ihn der Frau. „Hier ist dein Skarabäus“, sagte er.

Als ich um die zwanzig war, bemühte ich mich, die Geschichte meiner sich ständig verändernden Familie und meiner chaotischen Jugend voller Stief-Beziehungen zu verstehen. Zu der Zeit schrieb ich auch ein Buch über dieses Thema in Form von 99 autobiografischen Kurzgeschichten. Eines Tages ging ich in ein Reykjavíker Buchantiquariat und stieß dort auf ein paar Kartons mit alten Postkarten. Ich griff in einen hinein und zog eine Karte heraus. Sie war an meinen Stiefbruder adressiert, von seiner Mutter, die in Schweden lebte.

Die Karte war von 1979, ich war damals drei und Lulli, mein Stiefbruder, sechs Jahre alt. Mein lieber Lulli, diesmal nur eine kurze Karte, bald schicken wir dir einen längeren Brief. Heute früh hatten wir hier den ersten Schnee und Steina und Sölvi sind mit ihren Schlitten rausgestürmt, aber dann ist alles wieder geschmolzen, was den beiden überhaupt nicht gefallen hat. Ich lese immer wieder den Brief, den du mir geschickt hast, das ist der tollste Brief, den ich je bekommen habe. Grüß mir Mías und Evas Papa, und für dich eine dicke Umarmung von Mama. Mein Herz machte einen Satz und mir kamen die Tränen. Mit einem Mal eröffnete sich mir ein ganz neues Verständnis für das Schicksal meiner großen, komplizierten Familie und unser aller Schmerz und Leid. Wie ich damals mit diesem Zufall umgegangen bin, weiß ich nicht mehr; heute würde ich ihn sicherlich ein Wunder nennen.

Wir alle erfahren Gnade – ganz gleich, ob und was wir glauben –, aber es ist unsere Entscheidung, wenn wir die Augen davor verschließen und sie ablehnen.

Dann hat er was gesagt von wegen ich solle mich aufmachen, die Einhörner der Erde zu schützen ... Da habe ich nur gesagt: „Kamerad, ich verstehe nichts von Mathematik und das interessiert mich auch nicht.“

Das unwissende Einhorn versinnbildlicht perfekt das menschliche Schicksal, denn wir sind Fabelwesen, Märchenfiguren, Wunder auf zwei Beinen – was aber nicht heißt, dass wir das auch wissen. Das Einhorn weiß nicht, wer es ist. Es hat keine Ahnung, wovon Gott spricht. Wenn wir nicht wissen, wer wir sind, wenn wir uns für

nichts weiter als organische Maschinen halten, die in erster Linie ihren Körper und ihr Ego füttern müssen, ist es höchst unwahrscheinlich, dass wir die Gnade erkennen, wenn sie uns begegnet.

Vielleicht hat man uns beigebracht, dass sie gar nicht existiert, dass sie nichts anderes ist als das Wunschdenken derer, die nicht den Mut haben, sich der Leere zu stellen. Ich stimme mit den Existentialisten überein, die sagen, dass sich der Mensch sein Schicksal und seinen Zweck selber schafft, so weit, wie das in einer unerbittlichen, ungleich verteilten Welt möglich ist. Doch er muss das nicht allein und ganz ohne Unterstützung tun.

Wenn es die Gnade gibt, warum dann all das Leid? Warum leiden Kinder und andere Unschuldige? Ich weiß es nicht und bewege mich hier auf dünnem Eis. Wie soll man dann ohne Wut oder Zynismus über das Leid und die Gewalt in der Welt sprechen? Das ist kaum möglich, daher scheut man sich, öffentlich zu Dingen wie diesen Stellung zu nehmen. Das Flüstern bei Kerzenlicht ist da deutlich angemessener und auch sicherer angesichts der Gefahr, all die Hässlichkeit in der Welt zu rechtfertigen und wie ein Idiot zu klingen.

Ich habe kein fundiertes Wissen über all das. Was ich habe, ist allein das Gefühl, dass das Leben nicht so trostlos ist, wie es scheint. Möglicherweise kann man das als religiöses Gefühl oder als religiöse Erfahrung bezeichnen.

Es ist unmöglich, die Augen vor den Problemen zu verschließen, in die sich die Menschheit hineinmanövriert hat (Umweltzerstörung, Super-Kapitalismus und die damit einhergehende Versklavung, der Krieg um Ressourcen, maßlose Unterdrückung und Gewalt), doch vielleicht hilft es weiter, einmal darüber nachzudenken, ob diese Probleme nicht doch eine gemeinsame Wurzel haben – und zwar Gier. Gier ist bloß ein anderes Wort für Misstrauen. Vertrauen in jeglicher Hinsicht, besonders aber im spirituellen/religiösen Sinne, ist der naturgemäße Gegensatz zur Gier.

Ein Mensch, der dem Leben nicht vertraut, ist stets auf der Suche nach sicherem Grund. Die Menschen suchen diesen Halt in ganz unterschiedlichen Richtungen, doch eigentlich spielt es keine Rolle, wohin wir uns wenden: Eine weltliche Sicherheit

existiert nicht. Oder, wenn ich mir einen Gedanken von David Foster Wallace leihen darf: Jeder Mensch glaubt an etwas. Es ist unmöglich, an nichts zu glauben. Wer nichts Geistiges hat, an das er glauben kann, verehrt stattdessen anderes, das ihn ausnahmslos bei lebendigem Leibe auffrisst: Geld oder Dinge, körperliche Schönheit, Gesundheit, Sexappeal, romantische Liebe, Macht oder Intelligenz, um nur einiges zu nennen.

Ebenso kann es passieren, im Regelwerk der Religionen ins Straucheln zu geraten; auf Biegen und Brechen nach vorgefertigten Regeln oder Rezepten zu leben, Bestrafung zu fürchten und auf reiche Belohnung für den Gehorsam zu hoffen. Auch das ist eine Form von Gier und hat nichts mit Vertrauen zu tun, denn Vertrauen erfordert Nähe – und Vertrauen im geistigen Sinne erfordert, dass der Mensch sich selbst und der Quelle des Lebens nahe ist, was auch immer wir darunter verstehen.

Um geistig geerdet zu sein, muss man nicht unbedingt an Gott glauben. Es reicht, wachsen und tiefer, heiler, besser werden zu wollen. Und darauf zu vertrauen, dass es sich lohnt, dass dieses Streben in sich einen Wert hat.

Damit sage ich nichts Neues. Das alles ist schon gesagt worden. In Mythen, Geschichten, Predigten und Gedichten. Die Literatur bietet einen so guten Raum für diese alte Wahrheit, weil in der Literatur die Nähe zu Hause ist, und weil Nähe Vertrauen erzeugt. Wir erzählen uns immer wieder dieselbe Geschichte, um die Glut lebendig zu halten.